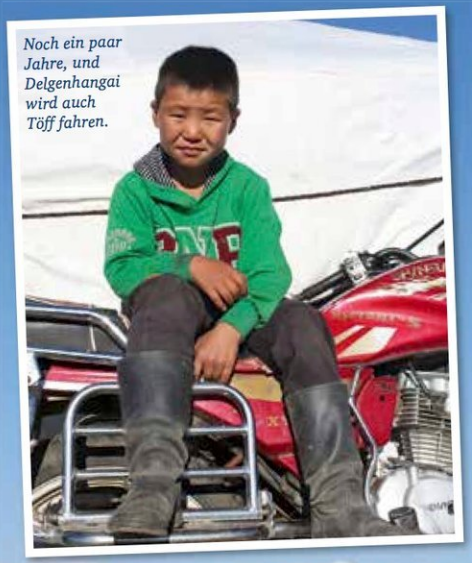
Delgenhangai, 9:

«Wir leben als Nomaden.»

In der mongolischen Steppe dreht sich das Leben der Menschen um Rinder, Ziegen und Schafe. Weil es immer etwas zu tun gibt, helfen auch die Kinder mit. Zumindest solange, bis die Schule wieder losgeht.

Text: Martin Theis
Fotos: Sascha Montag



Noch ein paar Jahre, und Delgenhangai wird auch Töff fahren.



Jetzt macht sich der Junge mit dem Velo auf zur Herde.



Wer ist stärker? Ringen ist Volkssport in der Mongolei.



Stichwort Mongolei

Die Mongolei ist ein Staat in Zentralasien. Sie liegt zwischen China und Russland und ist fast 40-mal so gross wie die Schweiz. Trotzdem leben dort nur rund 3 Millionen Menschen. (Zum Vergleich: In der Schweiz sind es 8 Millionen). Damit ist die Mongolei **das am dünnsten besiedelte Land der Welt.**

Ein grosser Teil des Landes ist von trockenen Steppen bedeckt. Im Süden ist die Wüste Gobi. Die Mongolen sind traditionell Nomaden, die mit ihren Viehherden umherziehen. Heute aber lebt fast die Hälfte der Bevölkerung in der Hauptstadt Ulan Bator (= Ulaanbaatar).

Wirklich wahr!
Weil überall reichlich Platz ist, darf sich jeder Mongole in der Steppe etwas Land abstecken und behalten – zum Beispiel, um eine Ferienhütte darauf zu errichten.

Jurten: So heissen die runden Wohnzelte der Nomaden.

Weite, Weite, Weite, und bis zum Horizont kein Baum – das ist die mongolische Steppe.

Mit dem Velo zur Herde

Delgenhangai muss jetzt die Kälber zum Fluss treiben. Dazu steigt der Neunjährige auf sein Mountainbike und ruckelt über den trockenen Boden der mongolischen Steppe, bis er das Gatter erreicht hat. Delgenhangai lässt die Kälber hinaus und macht es dann genau wie ein Cowboy. Er treibt die Tiere vor sich her und scheucht sie mit Rufen voran: «Tschu! Tschu!» Wenn ein Kalb ausbüxen will oder stehen bleibt, dreht er mit dem Velo eine Schleife und holt es zurück in die Gruppe. «Tschu! Tschu!» Die Kälber trotten ans Ufer und stecken ihre Schnauzen ins Wasser.

Delgenhangai und seine Familie sind Nomaden in der Mongolei. Sie wohnen in einem grossen runden Zelt, das Jurte genannt wird. Und sie bleiben nie länger als vier Monate an einem Ort. Die Nomaden leben mit und von ihren Tieren. Gemüse wächst hier nicht, dafür sind die Sommer zu trocken und der Boden zu dürr. Delgenhangais Familie hat fünf Reitpferde, ausserdem über dreihundert Ziegen, Schafe und die für hier typischen Yak-Rinder. Sie essen das Fleisch der Tiere und verarbeiten die Milch. Was sie davon nicht selber brauchen, verkaufen sie an Händler aus der Region. Die Tiere sind das Vermögen der Nomaden.

Pferd oder Motorrad

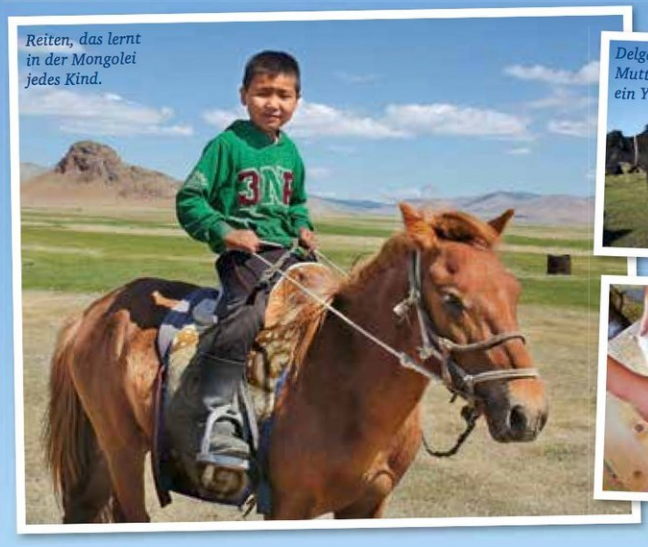
Delgenhangai wartet auf seinen Onkel. Der kommt heute aus der Hauptstadt Ulan Bator zu Besuch. Doch die Mongolei ist riesig und die Entfernungen gross, deshalb dauert die Fahrt fünfzehn Stunden. Delgenhangai ist aufgeregt: «Chinzorig ist mein Lieblingsonkel. Eigentlich ist er mehr wie ein Freund. Wir spielen zusammen oder gehen Beeren sammeln». Der Junge lässt die Kälber herumlaufen und Steppengras fressen. Er zieht die Stiefel aus, setzt sich ans Flussufer und hält die Füsse ins Wasser. Er erklärt das Leben der Nomaden: «Wenn die Tiere das Gras in der Gegend hier abgefressen haben, dann leihen wir uns einen Lastwagen, packen unsere Jurte drauf und ziehen weiter.»

Delgenhangais dreizehnjähriger Bruder Munkhbat kommt mit zwei Freunden auf Pferden angeritten. Die beiden leben mit ihren Familien ebenfalls am Fluss. Reiten lernen die Kinder hier im Alter von drei Jahren. Die meisten können mit zwölf dann schon Motorrad fahren. Das ist zwar auch in der Mongolei eigentlich nicht erlaubt, aber hier in der Steppe gibt es keine Polizei. Und mit einem Töff lassen sich die Tiere noch viel besser zusammentreiben als mit einem Mountainbike.

Eine Runde Ringkampf

Munkhbat und die beiden anderen wollen mit Delgenhangai Ringen üben. Das ist die mongolische Sportart Nummer eins. Die Kämpfe der Profis schauen sich die Nomaden auf solarbetriebenen Fernsehern an und schon in der Schule lernen Kinder die Techniken. Weil sie alle unterschiedlich gross und stark sind, haben sich die Freunde was einfallen lassen: Wer kleiner ist, beginnt den Kampf mit einem Vorteil – er darf zum Beispiel das Bein des Stärkeren in die Hand nehmen oder ihn von hinten umklammern. So haben auch die Schwächeren eine Chance.

Als wir zu Besuch sind, haben die Kinder drei Monate Sommerferien. Während der Schulzeit leben sie in einer Unterkunft bei der Schule im 25 Kilometer entfernten Dorf. Das ist üblich in der Mongolei. Das Land ist so riesig und so dünn besiedelt – der Schulweg wäre für die meisten Kinder einfach zu weit. Im Winter, bei Schneestürmen, Eis und bis zu minus 50 Grad, ist es ausserdem fast unmöglich, sich draussen fortzubewegen. Deshalb bleiben die Kinder in der Nähe der Schule. «In der Schulzeit vermisse ich die Tiere», sagt Delgenhangai. «Aber das Lernen macht mir auch Spass – vor allem Mathematik.» ▷



Reiten, das lernt in der Mongolei jedes Kind.



Delgenhangais Mutter melkt ein Yak.



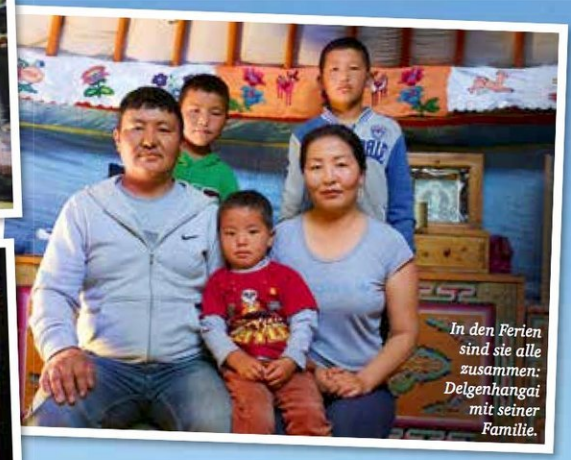
Käse aus Yakmilch



Haus aus Holz und Stoff: die Jurte



Delgenhangai in seinem Bett



In den Ferien sind sie alle zusammen: Delgenhangai mit seiner Familie.



Schafe auf der Weide: Wenn die Herden alles abgegrast haben, ziehen die Nomaden weiter.

Endlich kommt Onkel Chinzorig in einem klapprigen Jeep angefahren. In der Mongolei gibt es nicht viele Strassen. Der Weg zu Delgenhangai und seiner Familie führt viele Kilometer lang quer durch die bucklige Steppe. Der Junge springt auf und rennt vom Fluss zur Jurte. Er begrüsst den Onkel mit einer Umarmung. Die Mutter serviert Milchtee.

Aus der Steppe in die Stadt

Onkel Chinzorig hat auch mal in dieser Gegend gelebt. Doch als er 16 Jahre alt war, gab es einen besonders trockenen Sommer, auf den ein extrem kalter Winter mit minus 60 Grad folgte. Die Nomaden nennen dieses Wetterphänomen «Dzud». Bei einem Dzud sterben in manchen Gegenden massenweise Tiere, weil sie sich im Sommer nicht genug Speck für den harten Winter anfressen konnten.

Wenn ganze Herden verhungern, sind die Nomaden pleite. Sie haben keine Möglichkeit mehr, Geld zu verdienen. Viele ziehen dann mit ihrer Jurte an den Stadtrand von Ulan Bator und suchen nach einfachen Jobs. So wie damals auch Onkel Chinzorig mit seiner Familie. Statt als Hirten arbeiten sie dann zum Beispiel als Nachtwächter oder Taxifahrer.

Wegen der weltweiten Klimaerwärmung kann es immer öfter zu verhängnisvollen Dzuds kommen. Immer mehr Nomaden wird es deshalb in Zukunft wohl so gehen wie Chinzorig und seiner Familie.

Tiere ab ins Gatter

Am Abend sollen Ziegen, Schafe und Rinder wieder in ihr Gatter getrieben werden. Da müssen alle mithelfen. Delgenhangai, Chinzorig und die anderen versammeln sich auf der Weide und umzingeln zuerst die Kälber. Alle breiten ihre Arme aus und gehen langsam auf die Tiere zu. Als der Kreis enger wird, versuchen einzelne Tiere aus der Mitte zu entkommen. Die Männer springen ihnen dann in den Weg und rufen: «Tschu!» Um alle Tiere in ihre Gatter zu bewegen, brauchen sie fast eine Stunde. Ihr Arbeitstag endet erst, wenn die Sonne untergeht. Morgens um sechs, wenn die Yak-Kühe gemolken werden müssen, beginnt er wieder von vorne.

«Einmal war ich in der Stadt.»

Das traditionelle Nomadenleben ist sehr anstrengend und ungewiss. Immer droht die Gefahr, dass die Tiere Opfer des extremen Klimas werden. Deshalb wünschen sich viele Nomaden für ihre Kinder, dass sie später einen Job in der Hauptstadt finden. Manche verkaufen sogar freiwillig all ihre Tiere, packen ihre Jurte und ziehen damit an den Stadtrand. Sie hoffen auf ein besseres Leben, doch die meisten bleiben sehr arm.

Delgenhangais Eltern ist sehr wichtig, dass ihr Sohn für die Schule lernt. Wer gute Noten hat, kann vielleicht später in der Hauptstadt studieren. «Einmal war ich schon in Ulan Bator», sagt Delgenhangai. Am besten haben ihm dort die Hochhäuser gefallen. «Aber während meine Eltern einkaufen waren, musste ich leider die ganze Zeit im Auto sitzen bleiben.» Er hofft, dass sie ihn bald wieder mal dorthin mitnehmen. Dann möchte er herausfinden, ob ihm das Leben in der Stadt genauso gut gefallen könnte wie das Landleben mit seinen Kälbern. □

